

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Glasharmonika

Geißler, Horst Wolfram

Berlin, 1936

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-143465](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-143465)

„Ungenießbar, was ich durchaus verstehe —“

„Bravo!“ Die Leute schüttelten sich vor Lachen.

Moncade hob den Finger und fuhr fort: „Es ist daher etwas Außergewöhnliches geschehen: Die Kerle haben sich heute nacht in aller Stille gegenseitig aufgefressen!“

Noch nie hatte ein Wigbold einen so durchschlagenden Erfolg gehabt. Der Saal wackelte.

„Aufgefressen, sage ich, und zwar so gründlich, daß nicht das geringste von ihnen übriggeblieben ist — und diesen Rest sehen Sie hier auf dem Klavier. Betrachten Sie ihn nach Belieben. Wenn Sie ihn nicht sehen, so ist das Ihre Schuld, aber nicht die des wackeren Mannes, den Sie noch vor wenigen Minuten mit Ihrem Beifall überschüttet haben! Gehen Sie also ruhig nach Hause und ehren Sie das Andenken der Verstorbenen, indem Sie sich bemühen, möglichst viel Roastbeef aus der Welt zu schaffen!“

Ein dicker Kerl mit einer Weste aus Goldbrokat schrie: „Die beste Rede, die ich je gehört habe, by Jove! Wer dabei ebenso hungrig geworden ist wie ich, der geht mit!“

Die Leute klatschten begeistert — und wandten sich dem Ausgang zu.

„Ich danke Ihnen, Sir!“ sagte Davies erschüttert und hielt Moncade die Rechte hin, während er sich mit der Linken die Stirn wischte. „Sie haben ein schreckliches Unglück verhütet, Sie haben uns gerettet!“

„Sie haben einen Engel gerettet!“ sagte Edward Berwick, der schmal, jungenhaft und schwärmerisch unten stand und zu Marianne hinausblickte. „Ich werde Ihnen das nie vergessen! — Und Sie, mein Fräulein? Hoffentlich hat Ihnen der Schreck nichts geschadet? Sie sind sehr bleich.“

„Ich habe mich gefürchtet, mein Herr“, erwiderte Marianne, „denn ich sah schon die Harmonika in Trümmern. Es wäre ein unerseßlicher Verlust gewesen, denn sie ist sehr teuer.“

„Ein himmlisches Instrument! Und welcher unvergleichliche Erfolg!“

„Es schien so!“

„Er war es wirklich! Sie werden zu den berühmtesten, angebetetsten Künstlerinnen gehören, die die Welt kennt! Man wird Sie auf Händen tragen, denn Sie verfügen über den unwiderstehlichsten Zauber, den es gibt: Sie rühren das menschliche Herz!“

„Glauben Sie wirklich?“

„Sehen Sie mich an!“ sagte Edward hingerissen; er breitete die Arme aus und wäre niedergekniet, hätte Moncade nicht die schüßle Bemerkung gemacht: „Das Fräulein ist, glaube ich, rechtschaffen müde! Gehen wir, lieber Berwick, ich denke, Sie haben mich zum Essen eingeladen?“

Edward sagte empört: „Ich kann nichts essen nach dieser Erschütterung!“

„Aber ich!“ drängte Moncade, stieg vom Podium und nahm Berwicks Arm. „Verabschieden wir uns!“

„Er kommt aus Kanada!“ erklärte Edward entschuldigend. „Darf ich mir erlauben, mich morgen nach Ihrem Befinden —“

Marianne lächelte ihm zu und machte einen allerliebsten Knicks.

„Ich bete Sie an!“

Moncade zog ihn kopfschüttelnd nach der Thür. „Aus euch mag der Teufel klug werden!“ sagte er. „Aber ich wüßte ein probates Mittel gegen das Durcheinander

eurer heiligsten Gefühle: Ihr solltet euch ein paar Jahre lang mit Franzosen und Indianern herumschlagen, die würden euch die Flausen schon austreiben!“

Vielleicht hörte Edward diese gemüthlose Bemerkung gar nicht; jedenfalls schwieg er während der Fahrt und benutzte die Zeit, um sich zu fassen; denn als sie seine Wohnung betraten und sich zu Tisch setzten, war er zunächst wieder ganz der überästhetische, bis ins Unangenehme blasirte, dabei immerhin gescheite Mensch, den Moncade bei seinem ersten Besuch kennengelernt hatte.

Ein betagter Diener, der so haltungsvoll und vornehm war, als habe er wenigstens ein Vierteljahrhundert lang dem König persönlich die Suppe hingestellt, trug die Speisen auf.

„Ich weiß nicht“, sagte Moncade, „ob Sie in der Stimmung sind, die Geschichte zu hören, derentwegen ich Sie aufgesucht habe? Vielleicht ist Ihr Herz noch so von Grund aus erregt —“

Berwick machte eine von seinen Handbewegungen, die selbst den Weltuntergang als unwesentlich abgetan hätten. „Alles zu seiner Zeit!“ antwortete er. „Diese Suppe, denke ich, hat es nicht verdient, daß man Wermuthstränen hineinmischt. Hoffentlich stört es Sie nicht, daß Sie gerade dem Bilde gegenüber sitzen, durch das Sie heute vormittag —“

„Keineswegs!“ erwiderte Moncade schnell. „Darf ich also mit meiner Erzählung beginnen?“

„Ich bitte Sie darum.“

„Ich muß vorausschicken, daß ich nicht immer in den Diensten Seiner Britischen Majestät war. Eigentlich bin ich preussischer Offizier... gewesen und habe nicht

lange nach der Schlacht bei Hochkirch meinen Abschied genommen.“

„Hochkirch?“ fragte Berwick. „Mir ist, als hätte ich den Namen gehört — das war doch vor nicht allzulanger Zeit?“

„Es sind vier Jahre her.“

„Also in diesem Kriege, der jetzt noch dauert?“

„Ja, und —“

„Dieser Krieg! Wissen Sie, daß er England bisher jährlich sechshundertsiebzigtausend Pfund an Hilfsgebern gekostet hat? Die Freundschaft mit dem König von Preußen wird uns noch ruinieren!“

„Sie sind gut unterrichtet.“

„Ich habe die Zahl von meinem Vater“, sagte Edward, „er ist Unterhausmitglied und gehört wohl zu den Finanzberatern der Krone. Aber weiter!“

„In preussischen Diensten kam ich — nebensächlich, auf welche Weise, der Krieg bringt das so mit sich — in den Besitz eines Koffers, der einem Österreicher gehört hatte. Es scheint ein Graf Allendorf gewesen zu sein. Ist Ihnen dieser Name bekannt?“

„Nein.“

„Der Koffer enthielt nichts, was irgendwie von Wert gewesen wäre, aber er war vortrefflich und dauerhaft gearbeitet, und so behielt ich ihn.“

„Interessant...“, sagte Berwick und knackte eine Mandel auf.

„Warten Sie nur. Er hat mich nach Kanada begleitet mit allem, was darin war. Während der langen Winter, die wir drüben durchzumachen hatten, abgeschnitten von aller Welt, hatte ich mehr Zeit, als mir lieb war, eine Anzahl von Schriftstücken durchzusehen, die sich in dem

Koffer befanden. Dabei war nun ein halbes Hundert Briefe, sämtlich an den Grafen Allendorf gerichtet und von der gleichen Hand geschrieben.“

„Also Liebesbriefe?“

„Ja, wengleich dieser Ausdruck vielleicht nicht ganz richtig ist. Was in diesen Briefen steht, ist, wenn Sie wollen, ein Roman.“

„Wahrhaftig?“ sagte Berwick aufblickend.

„Er erzählt, wie eine junge Dame den Grafen Allendorf kennenlernt, wie sie ihn liebt, wie die beiden getrennt werden, und wie die Fremde — — stirbt.“

Edwards Augen waren unruhig geworden. „Sie sagen, die Fremde? Geht aus den Briefen nicht hervor, wie das Mädchen hieß?“

„Es geht daraus hervor“, antwortete Moncade. „Sie hieß Elisabeth Berwick.“

Edward sagte: „Ich dachte es mir. Elisabeth Berwick! Ja, ja...“

„Sie dachten es sich?“

„Aus zwei Gründen. Erstens würden Sie mich wohl nicht aufgesucht und mir die Geschichte erzählt haben, wenn der Inhalt nicht mit unserer Familie zusammenhinge. Und dann —“

„Sie meinen?“

„Elisabeth Berwick war die Schwester meines Vaters. Wann und wo sind Sie ihr begegnet?“

„Ich?“ fragte Moncade erstaunt. „Begegnet? Ich bin ihr niemals begegnet. Ihre Tante ist, wie die Briefe zeigen, vor zweiundzwanzig Jahren gestorben; ich war damals noch ein Kind.“

„Aber Sie müssen sie doch gekannt haben!“

„Mein Ehrenwort — nein!“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Berwick. „Nein, bei Gott, ich versteh's nicht. Verzeihen Sie, wenn meine Fragen vielleicht mißtrauisch klingen, ich beabsichtige das natürlich keineswegs — aber sagen Sie mir doch: Woher wußten Sie denn, daß dieses Bildnis, dessen Anblick Sie heute so merkwürdig erregte, Elisabeth Berwick darstellt?“

Moncade sprang auf. „Dieses Bild?“

„Ja!“

Er blickte eine Weile schweigend hinauf.

Dann sagte er mit seltsam veränderter Stimme: „Ich habe es nicht gewußt! Hören Sie, Berwick? Ich habe keine Ahnung davon gehabt! Diese Frau ist Elisabeth?“

„Mir scheint, sie hat eine zufällige Ähnlichkeit mit jemand, den Sie kennen?“

Moncade nahm den Leuchter vom Tisch und hielt ihn hoch, so daß der volle Kerzenschein auf das Bildnis fiel.

Lange und unbewegt stand er da, bis ihm der Arm zu zittern begann.

„Eine zufällige Ähnlichkeit... ja... das wird es wohl sein... oder vielmehr...“

Man hörte der Stimme an, daß seine Gedanken weit weg waren.

Er stellte den Leuchter wieder auf den Tisch und setzte sich. „Glauben Sie, daß es einen Zufall gibt?“ fragte er.

Edward hob die Schultern. „Eine Frage, auf die auch die Weisesten noch keine Antwort gefunden haben! Aber Sie werden nicht bestreiten, daß sich bisweilen zwei Menschen merkwürdig ähnlich sehen, obwohl es keinerlei Zusammenhang zwischen ihnen gibt. Wenn Sie das Zufall nennen —“

Der Hauptmann grübelte schweigend.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie so beunruhigt und verwirrt?“

Moncade schüttelte langsam den Kopf.

„Jetzt nicht, verzeihen Sie meine Zurückhaltung — aber es ist da noch manches zu überlegen. Vielleicht später einmal.“

„Später einmal?“ fragte Edward. „Nun, das freut mich, denn ich schliesse daraus, daß Sie ebenso wie ich den Wunsch haben, unsere Bekanntschaft fortzusetzen, und ich wüßte nicht, was mir lieber wäre!“

„Freilich, freilich...“, sagte Moncade und konnte seine Zerstreuung nicht verbergen, „nichts Lieberes... gewiß... wir müssen ja überhaupt... und dann will ich Ihnen ja auch die Briefe geben, nicht wahr?“

„Sie können diese Briefe entbehren?“

Moncade griff in die Schoßtaschen seines Rockes und zog aus jeder ein ansehnliches Bündel.

„Solange ich in England bin, stehen sie Ihnen zur Verfügung. Vermutlich werden Sie sie sogleich an Ihren Vater schicken?“

„Nein“, antwortete Berwick, „das tue ich nun ganz gewiß nicht, weder sogleich noch später.“ Und als ihn Moncade verwundert ansah: „Die melancholische Geschichte, mein Lieber, die in diesen Blättern enthalten ist, dürfte noch nicht zu Ende sein!“

„Noch nicht zu Ende? Sonderbar...“

„Ja, aber lassen Sie mir Zeit, die Briefe zu lesen.“

„Sie erinnern mich daran, daß es spät in der Nacht ist“, sagte Moncade und stand auf. „Ich höre von Ihnen?“

„Bestimmt morgen oder übermorgen! Einstweilen: Dank!“ Sie schüttelten sich die Hände. „Ich habe den

Wagen warten lassen, er bringt Sie in Ihre Wohnung zurück.“

Beide hatten die Empfindung, daß sie sich zu kurz, zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt voneinander verabschiedet hatten — und jeder spürte, daß der andere ihm irgend etwas verschwiegen habe.

In dieser Nacht brannte die Kerze neben Edwards Bett noch, als draußen schon die Morgendämmerung aufwachte. Er las die traurige Geschichte von Elisabeth Berwicks Liebe und Tod.

„Ich verstehe nichts mehr“, hieß es in einem der Briefe vom Herbst des Jahres 1740, „ich begreife nicht, weshalb die Welt mir plötzlich verschlossen ist. Man erzählt mir, daß die Sonne scheint, aber ich glaube es nicht, denn ich sehe nur Finsternis — ach, eine grauenhafte, fremde, gespenstische Finsternis, aus der nicht der kleinste Stern zu mir herabschimmert, nicht das leiseste Wort des Trostes zu mir dringt! Ich schreibe Ihnen, schreibe, schreibe, und seit sechs Monaten warte ich vergebens auf eine Antwort! Dieses rätselhafte Schweigen, mein Freund, bringt mich noch um den Verstand. Ich kann nicht glauben, daß der Mann, von dem ich mich so herzlich geliebt wußte und den ich niemals auch nur mit dem leisesten Gedanken beleidigte, mit kalter Absicht verstummt ist und mich mitleidlos meinen Angsten überläßt. Nein, so grausam könnte auch der erbärmlichste Sterbliche, der Gedankenloseste, Verhärtetste, Leichtsinngigste nicht sein! Und vollends Sie, dessen Zärtlichkeit und dessen aufrichtiges Herz ich wie die Wärme eines paradiesischen Frühlings ewig um mich zu empfinden hoffte! Aber eben diese Überlegung, daß Sie niemals so an Ihrer Elisabeth handeln, sie niemals freiwillig verlassen wür-

den, eben diese ist es, die mein Dasein zur Hölle macht. Ich fürchte, daß Sie meine Briefe überhaupt nicht erhalten, und je weniger Gründe ich für diese Befürchtung finde, desto gewisser wird sie mir. Trotzdem schreibe ich — welcher Trost bliebe mir sonst? Denn ich bin sehr trostlos, mein Freund. Antworten Sie mir, ich beschwöre Sie! Seit ich zu wissen glaube, daß Sie meine Nachrichten nicht erhalten, wage ich nicht mehr, in diesen Zeilen mein ganzes Herz zu öffnen, Ihnen alles anzudeuten, was ich zu sagen hätte. Und ich hätte Ihnen so unendlich viel zu sagen!“

Auch aus allen folgenden Briefen ging hervor, daß Elisabeth niemals eine Antwort erhalten hatte.

Edward Berwick las jedes Wort, vergegenwärtigte sich den Sinn jedes Satzes. Aber zu der Klarheit, die er erhofft hatte, kam er nicht. Gerade das, was er wissen wollte, blieb dunkel und bestenfalls in Andeutungen gehüllt, dies um so mehr, als die Briefe um so zurückhaltender wurden, je länger Elisabeth auf ein Lebenszeichen des Empfängers gewartet hatte.

Als er schließlich den letzten, tief verzweifelten und ganz mit Todesahnungen erfüllten Brief aus der Hand gelegt hatte und sich noch einmal alles, was er gelesen, vergegenwärtigte, mußte er enttäuscht erkennen: Ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß Elisabeth ein Kind erwartet hatte, war in diesen Briefen nicht enthalten; jeder Advokat konnte den Wendungen, die etwa darauf hindeuteten, mit Leichtigkeit einen anderen, allgemeineren Sinn unterlegen. Und selbst wenn er es nicht gekonnt, wenn Elisabeth es klar ausgesprochen hätte — wer wollte wissen, ob sie die Wahrheit schrieb oder ob sie vielleicht nur den verlorengeglaubten Freund wieder an sich

ziehen wollte? Nein, der einzige wirkliche Beweis war mit Poctridge verbrannt — vorausgesetzt, daß Poctridge nicht gelogen hatte.

Auch Moncade erlebte in dieser Nacht eine Enttäuschung.

Raum nämlich war er nach Hause gekommen, da zog er das Medaillon hervor, das ihm Charlotte geschenkt hatte. Zum erstenmal nahm er das Bildchen aus dem Rahmen, überzeugt, daß er auf der Rückseite wenigstens die Anfangsbuchstaben von Elisabeths Namen entdecken würde.

Aber die Rückseite war leer.

Es war Nachmittag, als Edward Berwick erwachte. Er hörte die Stunde schlagen, sah das Sonnenlicht an einer ganz anderen Stelle des Zimmers wie gewöhnlich, lag lange regungslos mit offenen Augen da und spürte befremdet, daß alle Dinge um ihn ein verschlossenes, mißtrauisches Gesicht bekommen hatten — hinter ihnen schien etwas vorhanden zu sein, was er bisher noch nie bemerkt hatte; die ganze Welt sah seltsam anders aus.

Es kommt von den Briefen, grübelte er, von diesem traurigen Roman Elisabeths, der in Verzweiflung verstummt — das Schrecklichste, was es geben kann — und dessen endliches Schweigen sich gleich einem Bahrtuch auf das Bild der Welt legt. Ich werde es niemals wieder wegziehen können, es klebt wie ein Nessushemd. Überhaupt dieser Tag — — Moncade fiel ihm ein, das Konzert, Marianne Davies! Nun wurde er vollends wach.

Eine Stunde später ging er nach Long Acre, langsam und erfüllt von einer nachdenklichen Schwermut. Un-

ferwegs kaufte er ein paar Rosen, nur wenige; denn er hatte das Gefühl, daß es nicht mehr sein dürften.

Das Haus, in dem die Davies wohnten, war armselig genug, eingeklemmt zwischen zwei größere, recht ver- wahrloft und bis an die Haustür voll von jenem muffigen Geruch, der von diesen luft- und lichtlosen Altstadt- vierteln untrennbar schien.

Er tastete sich eine finstere Holztreppe hinauf, lauschte und klopfte schließlich an eine Tür, hinter der er Stim- men hörte.

„Herein!“ Dies war wohl Mariannes Stimme.

Berwick trat ein, sah einen ärmlichen Wohnraum, der zugleich als Küche diente und dessen einziges Fenster nach einem abscheulichen Hof hinausging, der so eng war, daß man sich nicht eben weit aus dem Fenster zu lehnen brauchte, um die schmutzige Mauer des Nachbarhauses mit der Hand zu berühren.

Marianne hatte mit ihrer Schwester an diesem Fen- ster gegessen; beide waren damit beschäftigt, Gemüse zu puzen.

„Lieber Himmel!“ sagte Marianne erschrocken, als sie den Besucher erkannte. „Sie haben sich in der Tür ge- irrt, Sir, unser besseres Zimmer liegt nach der Straßen- seite und hat drei Fenster!“

Sie stand auf, wischte sich die Hände an der Schürze ab und ging ihm die fünf Schritte bis zur Schwelle ent- gegen, auf der er stehengeblieben war.

„Ich hörte Ihre Stimme...“, sagte er.

„Ja, ja, ja —“, sie drängte ihn zurück und öffnete das gegenüberliegende Zimmer. „Treten Sie nur hier ein, bitte!“

„Mein Besuch ist Ihnen unwillkommen?“



„Keineswegs, wenn Sie sich nur eine Minute gedulden wollen!“ Sie sperrte ihn förmlich in die Stube ein.

Edward, die Blumen in der Hand, blieb allein und sah sich um.

Offenbar gab Davies hier Musikunterricht. Ein Klavier und einige andere Instrumente waren da, es standen mehr Stühle herum, als dies in einem gewöhnlichen Raum der Fall zu sein pflegt, und an den Wänden hingen verblichene Kranzschleifen, die unvermeidlichen Staubgefäße des Künstlerlorbeers. In einem Messingkäfig saß ein ausgestopfter Papagei, und über dem Sofa befand sich ein bekränzter Gipskopf, an dem nichts aufsiel als die ungewöhnlich schmutzige Nase, die für sämtliche Fliegen Londons ein geschätzter Treffpunkt zu sein schien.

Berwick stellte sich an eines der offenen Fenster und sah auf die Straße hinab, aber ein leichter Zugwind ließ ihn sich umdrehen: Marianne trat ein. Sie hatte ihre

große Schürze abgelegt und einen bunten Baumwollschal um die Schultern genommen.

„Sie hätten eine Stunde später kommen sollen, Sir“, sagte sie lächelnd, „denn bis dahin wäre ich mit meinem Anzuge fertig gewesen. Aber Sie werden einsehen, daß ich in dem Kleid, in dem ich auftrete, nicht wohl Salat puzen kann.“

„Sie geben heute abend wieder ein Konzert?“

„Das gleiche wie gestern, und denken Sie nur: es ist ausverkauft!“

„Sehr begreiflich!“

„Finden Sie es in der That so begreiflich? Noch gestern hätten wir uns dergleichen nicht träumen lassen — wieviel fehlte übrigens, und der Abend hätte mit dem abscheulichsten Londoner Riot geendet! Ihr Freund hat uns durch seine Geistesgegenwart nicht nur zu unendlichem Dank verpflichtet, sondern uns geradezu gerettet und unsere ganze Zukunft gesichert! Ich schäme mich, wenn ich daran denke, daß ich ihm kaum ein freundliches Wort gesagt habe, aber glauben Sie mir, ich war zu aufgeregt. Warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?“

„Darf ich Ihnen, Fräulein Marianne, diese Blumen überreichen als ein Zeichen meiner tiefen Verehrung?“

„Ich danke Ihnen. Das Instrument hat Ihnen also gefallen?“

„Mehr!“

„Mein Spiel?“

„Ein Himmel von Empfindung — — o Gott, er ist gar nicht ausgestopft!“

Marianne sah ihn verblüfft an.

„Ich meine den Papagei... Ich hielt ihn für ausgestopft, aber mir scheint, er hat sich gerührt?“

„Oh, er denkt nicht daran, ausgestopft zu sein! Er ist ein sehr merkwürdiges Tier. Wir haben ihn von Sir Benjamin Franklin geschenkt bekommen, und er war es überhaupt, der uns zu der Bekanntschaft mit diesem großen Manne und damit zu der Harmonika verholfen hat.“

„Also eine ganze Geschichte!“

„Ja, freilich etwas umständlich“, antwortete Marianne. „Er gehörte nämlich zuerst einem gewissen Herrn Poctridge, und —“

„Wem?“ fragte Edward, geradezu erschrocken.

„Richard Poctridge.“

„Der verbrannt ist!“

„Oh — Sie wissen das?“ sagte Marianne verwundert. „Wie merkwürdig!“

„Ich kenne die Geschichte nicht — ich kenne diese Geschichte nicht, aber ich kenne eine andere... mein Gott, welche Zeit, welche Zusammenhänge!... Das Gewebe des Schicksals wird fadenscheinig wie ein altes Kleid, man glaubt zu erkennen, was darunter sich verbarg! Und dieser Papagei... ja, alles andere ist verbrannt, alles!“

„Gehen Sie ihn an!“ sagte Marianne. „Hat er nicht etwas Unheimliches?“

„Wie heißt er?“

„Das sagt er nicht. Er spricht überhaupt nicht.“

Berwick sah die uralten, bösen, starren Augen in dem Stückchen schmutzig weißen Glacéleders. „Wenn er Ihnen mißfällt — weshalb behalten Sie ihn?“

„Ach, mein Herr, es gibt viele Dinge im menschlichen Leben, die uns mißfallen, mit denen wir aber auf irgendeine geheimnisvolle Weise zusammengekettet sind, ohne die Kraft aufzubringen, uns davon zu trennen. Man nennt das wohl Schicksal.“

Leise verwundert hörte Berwick ihr zu. Sie hatte eine Art, die Sätze zu fügen und auszusprechen, die beinahe eingelernt und jedenfalls nicht natürlich wirkte. Das berührte ihn um so seltsamer, als der halb noch kindliche Ausdruck ihres Gesichts kaum auf besondere Welterfahrung schließen ließ, auch wenn es weniger jung gewesen wäre; aber in den zarten, regelmäßigen Zügen und vor allem im schönen Samtbraun der Augen lag eine angeborene Melancholie, eine Bereitschaft, alles von der empfindsamen Seite zu betrachten, eine noch verborgene Neigung zum Schwärmerischen, und diese war es, die den jungen Berwick tief berührte — er fühlte, daß in Marianne ein Teil seines eigenen Wesens verkörpert war.

Während er nach einer Fortsetzung des Gesprächs suchte, die ihm erlaubte, länger zu bleiben, trat Cecilie ein.

„Ich muß doch sehen, was ihr macht!“ sagte sie mit ihrer ganzen unbekümmerten Munterkeit, die das genaue Gegenteil zu Mariannes Zurückhaltung bildete. „Sie sind natürlich gekommen, mein Herr, um meiner Schwester Artigkeiten über ihr Harmonikaspiel zu sagen — seit gestern abend, scheint es, ist alle Welt in sie verliebt. Oder haben Sie etwa gar auch für mich ein paar Komplimente übrig?“

„Freilich habe ich das“, antwortete Edward lächelnd, „und nicht nur ein paar! Sie haben gesungen wie eine Nachtigall!“

Cecilie sah die Blumen in der Hand ihrer Schwester. „Sie scheinen aber zu glauben, daß Nachtigallen nicht in Rosen singen?“

„Nein, wirklich“, antwortete er, „ich weiß vielmehr

genau, daß diese außerordentlichen Vögel eine Vorliebe für Stechpalmen haben, aber vielleicht hätten Sie mich mißverstanden, wenn ich Ihnen einen Strauß davon mitgebracht hätte.“

Cecilie war klein. Ihr rundes, stupsnäsiges Gesicht mit den zu vollen Wangen schaute sorglos in die Welt, stets bereit, das Angenehme zu erkennen und das Trübe nicht zu bemerken; ob hinter ihrer Stirn Gedanken wohnten, ließ sich einstweilen nicht ausmachen — sie glich eher einem rundlichen blonden Kanarienvogel, der die Menschen entweder durch seinen erstaunlichen Gesang entzückt oder sie durch sein ewiges Hinundherhüpfen zur Verzweiflung bringt.

„Sie kommen vermutlich“, sagte Berwick, „um Ihre Schwester daran zu erinnern, daß es Zeit wird, sich für das Konzert umzukleiden!“

„Ich müßte lügen“, antwortete Cecilie, „obwohl es in der That Zeit wird, aber es war eigentlich die reine Neugier. Fremder Besuch ist so aufregend! Ich liebe das sehr.“

„Wenn Sie befehlen, werde ich mir erlauben, Ihnen diese Aufregung öfter zu verschaffen, vorausgesetzt, daß Ihr Vater damit einverstanden ist. Morgen ist Sonntag. Soll ich Sie alle in meinem Wagen abholen?“

„O ja, tun Sie das!“ rief Cecilie und klatschte in die Hände. „Hast du gehört, Marianne? Eine Wagenfahrt!“

„Ich werde Herrn von Moncade bitten, uns zu begleiten —“, sagte Edward rasch, da er einige Bedenken in Mariannes Gesicht zu erkennen glaubte.

„Und auch Herr Davies wird mir hoffentlich die Ehre geben, mitzufahren?“

„Ja, kommen Sie nur!“ antwortete Marianne lächelnd.

Von Long Acre fuhr Berwick zu Moncade, und es fiel ihm nicht schwer, den Hauptmann zur Teilnahme an dem Ausflug zu überreden. „Genau besehen“, sagte Edward vertraulich, „ist es eine Dummheit von mir, Sie mitzunehmen, denn ich habe deutlich bemerkt, daß Sie keinen geringen Eindruck auf Marianne gemacht haben — Sie stehen in der Gloriole des Retters da, und von der Dankbarkeit ist es nur ein Schritt zu anderen Gefühlen. Nähme ich Sie aber nicht mit, so würde man mich gewiß nach dem Warum fragen und mit mir unzufrieden sein.“

„Machen Sie sich keine Sorgen“, antwortete Moncade lachend, „ich bin ungefährlich und begleite Sie nur, um Ihnen einen Gefallen zu tun. Jrgend jemand muß sich ja wohl um die kleine Cecilie kümmern, damit Sie Zeit haben, Marianne gehörig anzubeten.“

„Sie sollten das nicht in einem solchen Ton sagen!“

„Verzeihen Sie, ich habe weder diesen noch einen anderen Ton beabsichtigt. — Wie alt sind Sie eigentlich, Berwick?“

„Ich denke: siebenundzwanzig. Weshalb?“

„Ach, nichts... Mir scheint, die Jahre, während denen ich mich in Kanada herumgeschlagen habe, zählen wenigstens dreifach, so viel älter komm ich mir vor.“ —

Der Sonntag war voll Sommerwetter wie eine gläserne Vase voll Feldblumen.

Berwick und sein Begleiter, in hübschen bunten Röcken, holten die Familie Davies in Long Acre ab, und als der Vater mit seinen beiden Töchtern in der Haustür erschien, wäre Edward beinahe in sein altes Laster der

Spottsucht zurückverfallen. Denn der Musikus hatte sich aufs prächtigste und würdevollste herausstaffiert. Er war ganz in Pflaumenblau getaucht und mit Goldtressen verziert, für einen Landausflug mehr pompös als passend; dazu trug er einen hohen Rohrstock mit goldenem Knopf und einen Dreispiz, der ihm etwas Feldherrnmäßiges gab. Wie sein Anzug war, so benahm er sich auch: edel, großzügig und durchaus als Anführer der Gesellschaft. Die Mädchen mit ihren bescheidenen blumenbedruckten Kleidern wirkten nur als Ausschmückung und Hervorhebung seiner Persönlichkeit.

Moncade, der nichts dagegen hatte, eine stumme Rolle zu übernehmen, kletterte bereitwillig zum Kutscher auf den Boß. Edward und Davies bekamen die Rücksiße, die Schwestern setzten sich nicht ohne Feierlichkeit in den Fond, und weil das Lederdach zurückgeklappt war, spannten sie sogleich lächerlich kleine Sonnenschirmchen auf, die sie überaus graziös und so hielten, daß jedermann ihre schönen filetgestrickten Halbhandschuhe sehen konnte.

Vater Davies kreuzte die Arme behaglich und würdevoll über dem goldenen Stockknopf und schien gesonnen, der Fahrt durch längere Reden Wert zu verleihen. Während sie durch die Gassen fuhren, um themseaufwärts ins Grüne zu kommen, schwieg er nur in solchen Augenblicken, wo er einem kümmerlich zu Fuß gehenden Bekannten gönnerhaft zuwinken mußte, und Edward konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, daß Herr Davies diese wohlwollenden Begrüßungszeremonien auch völlig Fremden gegenüber vornahm, um seine Popularität nachzuweisen.

„Dieser kleine Ausflug, für den wir Ihnen herzlich danken, Sir“, sagte er, „dieser kleine Ausflug hat für

uns etwas Symbolisches — Cecilie, mein Kind, mache den Mund zu, du hast Gold in deiner Kehle! — etwas Symbolisches, ja, denn er steht in der Tat am Beginn eines neuen Abschnittes unseres Daseins. Waren Sie gestern abend im Konzert, Sir? Nein, natürlich nicht, denn es gab schon zu Mittag keine Karten mehr. Ausverkauft! Das Publikum war begeistert — was sage ich: es raste, es tobte, soweit es nicht in Tränen der süßesten Seelenerstütterung zerfloß! Mit Cecilies Stimme und Mariannes Kunst, die neue Harmonika zu spielen, sind wir im Besitz der Zaubermittel, die uns zu Ruhm und Wohlstand verhelfen werden. Ein Mann, der in Paris wohnt und ein italienischer Impresario ist, bat mich sogleich nach dem Konzert um die Ehre einer Unterredung. Er lud uns ein, nach Paris zu kommen und dort eine Reihe von Vorstellungen zu geben, für die er einen glänzenden Vertrag in Aussicht stellt!“

„Wie?“ fragte Edward. „Sie haben die Absicht, von hier wegzugehen?“

„Ich bin es meinen Kindern — ich bin es Europa schuldig, Sir!“ antwortete Davies mit einer Armbewegung, welche die ganze zivilisierte Welt umfaßte. „Kunst ist Verpflichtung, Sir! Es handelt sich um die Bildung und Veredelung der Menschheit! Humanität!“

Moncade auf dem Bock drehte sich halb um und sagte über die Schulter: „Hoffentlich lehnt es die Menschheit nicht ab, sich veredeln zu lassen. Seit ich in Kanada war, habe ich meine besonderen Gedanken über diesen Punkt.“

„Es handelt sich hier nicht um Wilde, mein Herr, sondern um gesittete Europäer!“ erwiderte Davies mit hochgezogenen Brauen.

„Ja, das haben wir vorgestern gemerkt“, antwortete Moncade, drehte sich wieder um und blickte nach vorn.

Man hatte inzwischen die Stadt verlassen. Die Landschaft weitete sich zu schöner Fläche, in der sich der Erlensaum des Flußufers in anmutigen Windungen durch die Wiesen zog, deren sanftes Ebenmaß von Baumgruppen und kleinen Gutshöfen nicht gestört, sondern hervorgehoben wurde. Dieses Zurückweichen der Blickgrenze, die Öffnung der Ferne ließ die Sentimentalität des jungen Berwick sogleich wieder aufwachen, die durch Davies' Nachricht von seinem Reiseplan ohnehin berührt worden war.

„Nach Paris also...“, sagte er seufzend. „Aber es ist Krieg zwischen England und Frankreich, und Sie sind Engländer, Sir!“

„Soviel man hört, steht der Friedensschluß bevor (Moncade nickte dazu); die Völker haben es wieder einmal satt, sich gegenseitig zu ruinieren. Apropos satt — ich möchte nicht unbedingt behaupten, daß ich es bin. Irgendwo in dieser schönen Landschaft sollte ein Wirtshaus stehen, aber leider pflegt auch die Natur nichts Vollkommenes hervorzubringen — oder glauben Sie, Herr Berwick, daß sich eine solche Dase hierherum finden ließe?“

Edward lächelte. Es war ihm lieb, den ehrenwehrtten Herrn Davies ein wenig aus dem Mittelpunkt der Unterhaltung rücken zu können. „Wir brauchen uns nicht zu bemühen“, sagte er, „ich habe für alles gesorgt.“

Der Wagen hielt am Fuße einer kleinen Boden-erhebung, deren grasige Höhe mit einigen Bäumen bestanden war. Die Gesellschaft stieg aus, der Kutscher trug zwei recht verheißungsvolle Koffer auf den Hügel,

Moncade brachte Wolldecken, und nun richtete man sich mit aller Ruhe im Schatten der Bäume ein. Während die Mädchen ein Tischtuch auf den kurzen Rasen breiteten, öffnete Edward die Koffer und holte daraus die angenehmsten Dinge hervor, deren vorerst oberflächliche Prüfung den Musiker in aufmerksames Schweigen versetzte, bis einige Rotweinflaschen zum Vorschein kamen, die er unter seine besondere Obhut zu nehmen versprach. Während Cecilie geschäftig mit auspacken half, ging Marianne unter den Bäumen hin und her und suchte nach Blumen.

„Sie werden nur noch wenige finden“, sagte Moncade. „Wenn die Wiesen einmal gemäht sind, blühen sie nicht mehr so fröhlich wie im Frühjahr.“

„Ich bin sehr unerfahren in diesen Dingen“, antwortete sie. „Woher sollte ich's denn auch wissen? Seit ich denken kann, wohnen wir in der Stadt, und wann hätte man wohl Gelegenheit, einmal hinauszukommen! Wir haben immer zu arbeiten gehabt; glauben Sie mir, es ist nicht lustig, wenn man schon mit sechs Jahren helfen muß, Geld zu verdienen — denn so lange geben wir schon Konzerte, und dabei hatte ich stets noch die Sorge um meine jüngere Schwester! Wahrscheinlich halten Sie mich für eine langweilige und melancholische Person — aber wäre es denn ein Wunder, wenn ich das Lachen verlernt hätte? Ach, nur eine Viertelstunde täglich auf diesem Hügel, unter diesen Bäumen, angesichts dieser herrlichen und vom Glanz eines schöneren Daseins erfüllten Weite — und ich wüßte nicht, was ich mir noch wünschen sollte! Nun vollends Sie — ein Mann, der in den fernsten Ländern war! Komm ich Ihnen recht arm vor?“

Moncade empfand ihren Blick und sagte mit freund-



lichem Ernst: „Es ist wahr, daß Sie viel nachzuholen haben, dafür aber gibt es in der Welt so viele Schönheiten für Sie, an die sich unsereiner längst gewöhnt hat! Wenn sich die Hoffnungen Ihres Vaters erfüllen — und ich bin überzeugt davon —, so beginnt wohl Ihr eigentliches Leben erst jetzt.“

„Ich bin ganz voll Sehnsucht!“ antwortete Marianne und breitete die Arme aus. In ihrer seltsamen blassen Lieblichkeit stand sie da wie eine fremde Blume, deren Samen von einem Stern herabgeschwebt ist. „Aber ich

bin auch bange, Herr von Moncade. Denn immer, wenn ich mir etwas wünsche und ihm dann nahe komme, blickt es mich plötzlich aus dunklen Augen an... Ich werde nie vergessen, wie selig ich war, als mir Franklin seinen Papagei schenkte, und wie unheimlich er mir dann geworden ist. Glauben Sie nicht, daß auch die Welt so dunkle Augen hat?"

Hinter ihnen tauchte Davies zwischen den Bäumen auf. Er schwenkte einen Zinnbecher und rief zum Essen. Moncade mußte lachen, als er Cecilie sah, die inzwischen von dem besorgten Vater mit zwei großen wollenen Schals umwickelt worden war und sich über diesen Unschmuck sehr ärgerte, ohne jedoch zu wagen, ihn abzuliegen. Edward hatte mit einer fast weiblichen Umsicht für das Essen gesorgt und wurde dafür sehr gelobt, besonders vom alten Davies, obgleich sich dieser wenigstens ebenso liebevoll den Flaschen widmete und insolgedessen in einen großartigen Redefluß geriet, der den übrigen erlaubte, gründlich zu schweigen. Da Moncade recht wohl wußte, weshalb Edward das ganze Picknick veranstaltet hatte, überließ er ihm bereitwillig den Platz neben Marianne und lenkte den Strom der väterlichen Beredsamkeit gutmütig auf sich. Seine Hoffnung, daß Davies sehr bald das Bedürfnis nach einem Mittags-schlaf empfinden werde, erfüllte sich pünktlich; der Musiker streckte sich lang auf den Rücken, wurde von Cecilie zugedeckt und begann wenige Minuten später in chromatischen Läufen zu schnarchen, die er gelegentlich durch kräftige Altkorde unterbrach von denen er einige sogar arpeggierte, eine Leistung, die freilich mehr imponierend als schön war.

Es fiel Moncade nicht schwer, Cecilie, die sich bisher

ein wenig vernachlässigt gefühlt hatte, zu einem kleinen Spaziergang zu überreden. Sie stiegen den Hügel hinab und entfernten sich langsam über die Wiesen; Moncade trug die Schals, aus denen sich das Mädchen alsbald befreit hatte, plauderte mit ihr, so gut es gehen wollte, und dachte insgeheim, daß der junge Berwick es mit Marianne wohl weniger leicht haben würde. Als er nach einer Stunde fand, daß es jetzt wohl unaufdringlich sei, zurückzukehren, traf er die beiden in einer merkwürdigen Verfassung. Sowohl Edwards als auch Mariannes Gesicht zeigten deutliche Spuren von Tränen und erst kürzlich verebbter Gemütsbewegung.

Auf Moncades Blick sagte Edward: „Wie sehr bedaure ich Sie, mein Freund, daß Sie nicht bei uns gewesen sind! Wir haben die Welt so tief und beseligend empfunden, daß wir recht von Herzen weinen mußten! Welches Zusammenklingen und Ineinanderfließen der edelsten Rührung! Welche überraschende Entdeckung gemeinsamen Schmerzes! Ach! Glauben Sie mir, es gibt nichts Süßeres in dieser Welt, als zusammen über das Unnennbare zu weinen!“

„So!“ sagte Moncade.

Die Veränderung, die in dem Wesen des jungen Berwick vor sich ging, wurde immer deutlicher. Er schwur Moncade zu, daß er jetzt erst, da er einen Blick in Mariannes schöne Seele getan, erfahren habe, was Liebe sei.

Moncade hörte seine Schwärmereien ernsthaft an und ließ sich nicht merken, was er sich bei allzu großen Überschwenglichkeiten dachte. Als ihm Edward in dem Wunsche, die ganze Welt zu umarmen, seine Freund-

schaft anbot, ging er bereitwillig darauf ein; er schätzte ihn um so mehr, je mehr er seine Albernheiten ablegte.

„Aber ich fürchte, daß wir uns bald trennen müssen“, sagte er in seiner bedächtigen Weise. „Ich habe, sobald mein Abschied aus der britischen Armee bewilligt sein wird, in England nichts mehr zu suchen, desto mehr in Deutschland. Marianne wird mit Vater und Schwester nach Paris gehen, später vielleicht eine Konzertreise durch Europa unternehmen. Und Sie? Werden Sie dann wieder die Gewohnheiten eines jungen, reichen Laugenichts annehmen? Oder ziehen Sie sich auf Ihre väterlichen Besitzungen zurück, um den kurzen Rest Ihrer Tage in Einsamkeit zu verseufzen? Das wäre freilich ein würdiges Lebensziel!“

„Spotten Sie nur!“ antwortete Edward. „Ich weiß recht wohl, daß Sie es gut mit mir meinen. Übrigens rennen Sie offene Türen ein: Mein Entschluß ist bereits gefaßt — ich gehe nach Paris!“

Moncade sah ihn nachdenklich an: „Ein unabänderlicher Entschluß?“

„Allerdings.“

„Vielleicht wäre es gut für Sie, wenn Sie einen so schrecklich nüchternen Menschen wie mich um sich hätten, und deshalb hätte ich nicht übel Lust, Sie zu begleiten —“

„Oh, tun Sie das!“

„— wenn ich könnte! Aber ich sagte Ihnen schon, daß ich nach Deutschland muß.“

„Weshalb?“

„Nehmen Sie an“, sagte Moncade lächelnd, „es geschähe aus ähnlichen Gründen wie Ihre Reise nach Paris.“

„Moncade!“

„Nur daß ich, wie gesagt, nüchterner bin als Sie.“

„Aber wir werden miteinander in Verbindung bleiben und uns schließlich irgendwo treffen!“

„Ich wünsche das sehr, denn ich fürchte, daß Sie mich eines schönen oder häßlichen Tages brauchen werden. Vorher aber muß ich Sie noch um etwas bitten. Sie haben mir gelegentlich von dieser sonderbaren alten Frau erzählt, die den Haushalt Ihres Vaters überwacht und die Geschichte Elisabeth Berwicks genauer kennt als Sie. Ich möchte mit ihr sprechen.“

„Gut also, reisen wir nach Hallifield Hall.“

„Nein.“

„Weshalb nicht?“ fragte Edward erstaunt. „Mein Vater ist nun freilich kein angenehmer Gesellschafter, aber —“

„Aus Gründen, die ich Ihnen vielleicht später einmal erklären werde; bitte fragen Sie mich nicht weiter!“

„Nun, auch gut, ich bin nicht neugierig und habe mich von jeher gehütet, mich in diese sonderbare und trübe Geschichte hineinzumischen. Aber der alte Hawkins kommt jede zweite Woche nach London, um Geschäftliches für meinen Vater zu erledigen — ich werde ihn bitten, das nächste Mal seine Frau mitzubringen.“

Am folgenden Morgen erhielt Moncade einen Zettel, auf dem Edward schrieb: „Wenn Sie dies erhalten, bin ich unterwegs nach Hallifield Hall; denn ich will wegen der geplanten Reise mit meinem Vater sprechen und benutze die Gelegenheit, auch mit der alten Marjorie zu reden. Grüßen Sie Marianne und sagen Sie ihr, daß ich so bald wie möglich zurückkomme und an nichts anderes denken werde als an sie.“ —

Edward traf seinen Vater in erstaunlich guter Verfassung.

Obwohl das Wetter bis vor kurzem kühl und regnerisch gewesen war und sich erst an diesem Tage aufgehellt hatte, saß er nicht mit unwickeltem Gichtfuß an seinem Schreibtisch, sondern wanderte mit ziemlich energischen Schritten in der Bibliothek umher. Offenbar hatte er sich aus zwingenden geschäftlichen Gründen veranlaßt gefühlt, sein würdiges Greisenaussehen mit dem eines tatkräftigen Mannes in den besten Jahren zu vertauschen. Dieser Veränderung entsprach auch ein Wechsel in seinem Anzug, der ihn aus einem etwas gebrechlichen älteren Herrn in einen kräftigen englischen Landedelmanntum verwandelt hatte.

„Wie geht es dir, mein Junge?“ fragte Sir Horatio und blickte jovial zu Edward herab. „Nicht schlecht, scheint mir!“

„Danke“, erwiderte Edward, der sein Erstaunen kaum verbergen konnte. „Und wie es Ihnen geht, danach brauche ich mich nicht zu erkundigen, alle Wetter! Haben Sie einen Jungbrunnen entdeckt?“

Sir Horatio lachte schallend. „Der Jungbrunnen, mein Sohn, liegt in uns selber! Wieso? Die Kriege nähern sich ihrem Ende, das Geschäft flaut ab, in Friedenszeiten Geld zu verdienen ist für unsereinen schwieriger als im Kriege — also braucht man seine volle Gesundheit, und da man sie braucht, so hat man sie eben! Ich empfehle dir dieses logische Heilmittel für spätere Fälle.“

„Bewundernswert!“ sagte Edward — und dachte: Was die Geldgier nicht alles zuwege bringt!

„Sie gehen also mit großen Plänen um?“

„Mit sehr großen: Ich werde jetzt endlich aus dem bescheidenen Dunkel meines Daseins heraustreten. Du erinnerst dich, daß ich früher schon diese Absicht hatte. Die Zeit kommt. Sie ist noch nicht da, aber sie blickt schon über den Zaun. Wenn Horatio Berwick etwas will, dann erreicht er es auch — und zwar langsam, mein Sohn, grundsätzlich nur langsam, dafür aber um so sicherer!“

„Und was gedenken Sie diesmal zu erreichen?“

„Ich werde in den Dienst der auswärtigen Politik treten!“ sagte Horatio unbeschreiblich großartig. „Das Vaterland braucht mich!“

Er stand wieder einmal da wie sein eigenes Monument, die Stirn aus Alabastergips von einer Akontogloriole umleuchtet: „Seine Bequemlichkeit auf dem Altar Englands zu opfern, ist Pflicht des wahren Edelmannes!“

„Wie! Sie wollen Ihre Geschäfte aufgeben?“

Horatio tippte ihm auf die Brust, wobei der olympische und edle Glanz in seinen Augen dem schlauesten Zwinkern Platz machte. „Esel!“

„Sagten Sie denn nicht eben —“

„So etwas sagt man wohl, aber man tut es nur aus bestimmten Gründen.“

„Ah, Sie wollen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen?“

„Zwei? Ein halbes Duzend, hoff' ich — aber was verstehst du davon! Leider nichts — immer noch nichts, Edward! Das kann nicht so weitergehen, wir müssen darüber sprechen.“

Der junge Berwick nahm seine alte blasirte Haltung an. „In dieser Minute?“

„Wieso?“

„Ich bin vier Stunden geritten und freue mich auf das Abendbrot — Ihre väterliche Liebe und Rücksicht sollten mir den Appetit nicht verderben!“

„Meinetwegen also nach dem Essen. Wie ich dich kenne, muß ich annehmen, daß du mich nicht zu deinem Vergnügen besuchst, sondern irgend etwas von mir willst?“

„Das ist richtig, aber auch darüber können wir nach dem Essen —“

„Wieviel?“ fragte Horatio. „Natürlich hast du wieder gespielt!“

„Nein.“

„Schulden gemacht wegen eines Frauenzimmers?“

„Nein.“

„Nicht? Weshalb könnte ein Mensch wie du wohl sonst in Geldverlegenheit sein?“

„Es handelt sich überhaupt nicht um Geld“, antwortete Edward, „ein Mensch wie ich kann wohl auch einmal andere Sorgen haben.“

Der Alte sah ihn an. „Das klingt nicht gut, Junge“, sagte er. „Du magst recht haben: sprechen wir nach dem Essen darüber!“

Als Edward die Bibliothek verließ, öffnete er die Tür wohlweislich mit einer gewissen Vorsicht. Wie er gedacht hatte, stand Marjorie draußen, lang, gespenstisch hager, das Gesicht von den Spitzen ihres Haubenungeheuers beschattet. „Wieder gehorcht?“ fragte er. „Schämst du dich nicht, sogar gegen mich mißtrauisch zu sein?“

Sie glitt vor ihm her, den Flur entlang, die Stein-
stufen zur Küche hinunter. „Das ist es nicht“, sagte sie und rückte ihm einen Stuhl ans Fenster. „Warum sollte



ich mißtrauisch gegen dich sein! Aber du bist zu unschuldig für ihn, du bist ein Lamm in einer Wolfshöhle!“

„Ich weiß nicht, ob die Wölfe in Höhlen wohnen, Marjorie.“

„Dieser tut es, mein Junge. Glaube mir, ganz Hallfield Hall ist eine solche Höhle, in der die Gebeine unzähliger Menschen modern, und zwar abgenagt! Mit deiner Mutter hat es begonnen —“

„Marjorie!“ sagte er kopfschüttelnd. „Kannst du deine Vergleiche nicht ein wenig geschmackvoller wählen?“

„— und mit meiner süßen Elisabeth ist es weitergegangen, und dann kommen alle die vielen, vielen, die er durch seine Geschäfte zugrunde gerichtet hat und die auf den Schlachtfeldern für ihn gefallen sind, ohne es zu

wissen. An jedem hat er etwas verdient, jedes zusammen-
geschossene Regiment lieferte ihm eine Null mehr für
sein Vermögen. Hawkins erzählt mir alles!“

„Nun, es scheint ihm gut zu bekommen!“

„Er ist — ich habe vergessen, wie das Tier heißt, das
sein Aussehen nach Belieben verändern kann, aber so ist
er, Edward! Er verjüngt sich, wenn er will, und wird
ein Greis, wenn er damit mehr verdienen kann, und er
schlingt alles in sich hinein, ganze Dörfer, Provinzen —
aber einmal, Edward, wird er an einem winzigen Kno-
chen ersticken, der ihm quer in die Kehle kommt, glaube
mir! Und dann!“

„Was dann?“

„Dann“, sagte Marjorie und hob ihre Knochenhand,
„dann werde ich dabei sitzen und stricken und zusehen, wie
ihn der Teufel lotweise holt! Ja, stricken werde ich, das
habe ich mir fest vorgenommen!“

„Du bist abscheulich, Marjorie! Ich liebe ihn nicht,
das weißt du, und dafür hast du gesorgt, aber solche Dinge
will ich nicht wieder hören!“

„Laß dir erzählen, Edward —“

„Nein, schweige!“

Marjorie begann, wie dies ihre Gewohnheit war, die
Kochtöpfe wütend auf dem Herde durcheinanderzustoßen;
sie murmelte dabei unverständliche Worte, ihre Hauben-
ränder zitterten, der Dampf umwallte ihre Nase — sie
sah wahrhaftig aus wie eine der Hexen, die Macbeths
Schicksal zusammenbrauen.

Berwick ließ sie mit ihren finsternen und rachsüchtigen
Gedanken allein und ging in den Park, der von dem
süßesten Schweigen des Spätnachmittags erfüllt war.
Auf dem warmen, weiten Goldgrün der Wiesen lagen

die langen Schatten der Bäume. Die Wipfel waren umspinnen mit dem sanftglühenden Schimmer der Sonne, die schon fast den Wald berührte. Die Wege sahen aus, als ob nie jemand auf ihnen ginge. Da war das alte Wasserbecken, in dem ein moosgrüner Triton seinen müden kleinen Wasserstrahl emporblies, verwitterte Stufen führten zwischen rotvioletttem Fingerhut zu einer künstlichen Ruine hinan, deren Fenster mit Rosenranken wie mit einem Vorhang geschlossen war.

Edward setzte sich auf die Steinbank und nahm das tiefverträumte Schweigen dieser Landschaft in sich auf.

Vielleicht, dachte er, vielleicht werde ich als alter Mann einmal hier sitzen... das letzte Kapitel meines Lebens wird abgeschlossen sein, und ich werde nichts mehr vor Augen haben als ein leeres Blatt — ein leeres Blatt, für das der Text nicht ausgereicht hat und das sich trotzdem in dem Buche befindet, obwohl es keinen Sinn hat. Oder sollte es doch einen haben? Gibt es etwa jemand, der das Buch liest und dann auf dieses leere Blatt eine Bemerkung hinschreibt? Und wie wird sie lauten? ‚Er starb, weil er das Leben nicht verstand‘ oder ‚Hier ruht E. B.: ein Mann, der mit seinen Gaben nichts anzufangen wußte‘ — — aber ich werde euch zuvorkommen, ich werde zur rechten Zeit ein Rosentempelchen in diesen Park bauen, dorthin, wo am Waldrande die Wiese sanft zum Bach hinabzusinken beginnt, und... Seine Gedanken wandelten immer krausere, empfindsamere Wege, bald nicht mehr allein, sondern neben einer weißen Schleiergestalt, die von Harmonien umflossen war; alles, was er fühlte, war Elegie — was ihn übrigens nicht hinderte, zu bemerken, daß die Sonne untergegangen war und in der kühleren Luft die Gefahr eines

Schnupfens drohte, eine Sache, die er fürchtete, weil sie es in der peinlichsten Weise unmöglich machte, den Weltschmerz mit Haltung zu tragen. Also erhob er sich mit einem abschließenden Seufzer und wandelte durch die opalfarbene Dämmerung dem düster schweigenden Hallifield Hall zu.

Horatio erwartete ihn. Er trug nicht, wie sonst, den alten Schlafrock; er hatte nicht, wie sonst, den kahlen Schädel mit einem Turban gegen den Zugwind umwickelt; er schlurfte nicht, wie sonst, in Filzschuhen umher.

Sondern er war mit Sorgfalt und Farbenpracht gekleidet. Die Locken einer altmodischen Perücke rollten majestätisch auf seine Schultern herab, in den Diamantknöpfen seines Rockes blitzte die Spiegelung der Kerzen, die in ungewöhnlicher Zahl auf dem ebenfalls ungewöhnlich reich gedeckten Tische brannten.

So thronte Sir Horatio am oberen Ende der Tafel und blickte dem Eintretenden entgegen.

„Alle Wetter!“ sagte Edward und blieb überrascht stehen. „Welche Haupt- und Staatsaktion soll hier aufgeführt werden?“

Horatio lächelte zufrieden. „Du bist zwar ein ausgemachter Laugenichts“, erwiderte er, „aber in Dingen des Geschmacks nicht ohne Urteil. Wie gefällt dir das? Mein Anzug? Meine Haltung? Ich habe zu lange als Einsiedler gelebt und muß mich erst wieder in den Anforderungen der Gesellschaft zurechtfinden. Also?“

Edward, das Lorgnon vor den Augen, stand schmal und unbedeutend vor dieser barocken Pracht und besah sie lange, bald unter diesem, bald unter jenem Gesichtswinkel, wie man ein Bild betrachtet. „Gar nicht übel . . .“

sagte er schließlich, „für eine elegante Privatgesellschaft von heute freilich um vierzig oder fünfzig Jahre zurück — aber Staatsangelegenheiten hinken ja immer hinter der Zeit her. Sie könnten recht wohl einen Gesandten oder dergleichen vorstellen.“

„Bravo!“ sagte Horatio mit olympischem Lachen. „Genau das, was ich will! Ich könnte nicht nur, sondern ich werde in der That einen Gesandten darstellen. Der Aufbau des ganzen Theaters wird mich hunderttausend Pfund kosten, aber dieses Kapital wird sich mit wenigstens dreißig Prozent verzinsen — wenn man keine Tornister mehr verkaufen kann, muß man Politik verkaufen.“

„Und wo soll das Theater aufgebaut werden? Und wann?“

„Noch ist Krieg in Kanada, zur See, in Schlesien, aber man spricht bereits überall vom Frieden; der kommende Winter wird ihn bringen, und erst dann läßt sich beurteilen, an welchem Punkte des Flusses, den man Weltgeschichte nennt, sich ein kluger Angler aufzustellen hat. Jedenfalls werde ich den Winter über nach Paris gehen, um mir einen Namen in der Gesellschaft zu machen.“

„Nach Paris?“ fragte Edward und nahm seinen Platz an der Tafel ein.

„Weshalb nicht?“

„Ja... natürlich... weshalb nicht!“

„Ich höre ein gewisses Bedauern aus deinen Worten“, sagte Horatio mit einem Stirnrunzeln, das sich unter der Perückenwolke besonders groß ausnahm. „Ich nenne es Bedauern, denn Mißbilligung könnte ich dir nicht gestatten. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß ich nicht beabsichtige, es zur Kenntnis zu nehmen.“

„Sie irren sich ausnahmsweise; es ist weder Bedauern noch Mißbilligung, sondern Nachdenklichkeit. Wir werden uns also in Paris treffen.“

„Du hast die Absicht —“

„Ja.“

„Ich verlange, um meine Erlaubnis gebeten zu werden, Edward!“

„Deshalb bin ich hier.“

„So!“ sagte Berwick, für den Augenblick entwaffnet und ziemlich hilflos auf seinem Theaterolymp. „Deshalb bist du hier? Hm! Und warum willst du nach Paris?“

„Vielleicht aus ähnlichen Gründen wie Sie.“

„Du überfällst mich aus dem Hinterhalt, mein Junge, das ist gar nicht dumm.“ Er dachte nach. „Nun, meiner wegen, ich bin einverstanden.“

„Danke.“

Marjorie erschien und frug auf. Es war, als ob die Kerzen dunkler würden. Es war, als ob sie nur zu pfeifen brauchte, um aus allen Winkeln ein Heer von Ratten hervorzulocken. Horatio schien das nicht zu bemerken, aber sein Sohn fühlte es, und das Schrecklichste für ihn war, daß Marjorie eben nicht pfiß, daß die Ratten in Bereitschaft blieben, in einer Bereitschaft, die um so unheimlicher wurde, je länger sie dauerte.

Als aber die Alte wieder hinausgeglitten war, sagte Horatio mit einer ganz veränderten Stimme: „Spürst du es, Edward?“

„Was . . . ?“

Berwick deutete mit dem Kopf hinter Marjorie her. „Dieser Hawkins und dieses Weib —“ Er machte eine Handbewegung, als wolle er seine Gedanken unter den

Lisch fegen. „Trinken wir auf die Zukunft, Junge!“ Er leerte sein Glas mit einem Zug und goß es sogleich wieder voll. Das Majestätische und Marmorne verschwand aus seinem Gesicht, es wurde plötzlich schlaff und unsicher. „Wenn ich zupacken könnte, Edward“, sagte er heiser, „wenn ich zupacken könnte, wie ich es sonst kann! Aber diese beiden sind ungreifbar!“ Er schüttete das zweite Glas hinunter.

„Sie sollten etwas essen!“

„Mir vergeht der Appetit, wenn ich daran denke.“ Horatio beugte sich vor und flüsterte: „Ich muß fort von hier, weit fort! Es ist etwas in Hallifield Hall, Edward! Glaubst du, daß es mitgeht?“

„Ich verstehe Sie nicht...“, sagte Edward mit einem leisen Schauer.

Horatio trank wieder. „Ich war zu lange allein — da kommen die Gespenster. Auch wenn ich nicht wollte, was ich will — ich müßte doch fort! Menschen! Keine Gespenster! Die beiden stehen mit ihnen im Bunde, sie sind selber welche, deshalb greife ich immer ins Leere!“

„Dann würde ich die beiden entlassen“, sagte Edward. Er meinte es nicht ernst, es war nur ein Versuch, und die Reaktion, die er erwartet hatte, stellte sich sogleich ein.

„Das kann ich nicht!“ antwortete Horatio, und Edward hörte förmlich, wie er dazu dachte: Die beiden wissen zuviel!

In dieses erbärmliche, angstvolle Schweigen hinein kam ein fremdes Geräusch. Berwick fuhr zusammen und hob lauschend die Hand. Es war, als ob draußen etwas am Fensterrahmen kraßte, mit langen Fingernägeln.

„Bleib!“ stammelte er. „Du wirst nichts sehen, niemand sieht etwas...“ Dann brach er in seinem Stuhl

zusammen. Seine Arme hingen herab, die Allongeperücke war schiefgerutscht, er atmete, als müßte er ersticken.

Edward griff nach der Klingel, um Marjorie herbeizuläuten — da trat sie schon ein, erblickte Horatio und sagte gleichgültig: „Es hat nichts zu bedeuten. Seit er sich den Burgunder angewöhnt hat, kommen diese Zustände öfter. Mach ihm die Halsbinde locker, Edward, dann wird er sich bald erholen. Warum muß er sich auch austaffieren wie der König Herodes!“ Ihre geschichtlichen Vorstellungen schienen etwas verworren zu sein.

Als Horatio wieder regelmäßig atmete, brachten sie ihn zu Bett.

Edward folgte der Alten in die Küche. Da saß Hawkins in seinem Lehnstuhl und las in der Bibel. Ein Kerzenlicht war wie ein Stern in dem überwölbten Dunkel, und auf dem Feuer summtete der Teetopf — es wäre recht gemütlich gewesen, hätten die beiden Alten nicht dagehockt wie Nledermäuse, von denen man nicht weiß, welchen Augenblick sie sich aussuchen werden, um plötzlich und lautlos davonzugeistern.

„Dieses höchst merkwürdige Gespenst“, sagte Edward, „das mit so großer Hartnäckigkeit an einem gewissen Fenster kratzt, wird sich demnächst zur Ruhe setzen können.“

Keiner antwortete.

„Denn in Zukunft werdet ihr beide — und natürlich das Gespenst — die einzigen Bewohner von Hallifield Hall sein.“

„Ich weiß!“ sagte Hawkins.

„Ich warte“, sagte Marjorie und rührte entschlossen in ihrer Teetasse.

„Worauf, Marjorie?“

„Darauf, daß Gott gerecht ist.“

„Es freut mich, daß du dich zu dieser Ansicht bekennst. Man sollte also Gott nicht ins Handwerk pfeuschen, wie?“

Marjorie schwieg und machte ein böses und verbissenes Gesicht.

„Wie steht das mit Elisabeth Berwicks Sohn?“ fragte Edward unvermittelt. „Hast du irgend etwas gefunden oder gehört?“

„Nein“, antwortete sie. „Seit dieser Poakridge die Riesendummheit beging, zu verbrennen — —“

„Dann fahre morgen oder übermorgen mit mir nach London. Einer meiner Freunde, glaube ich, möchte eine Auskunft von dir.“



Die Alte stand auf und beugte sich über ihn. „Von mir? Wer? Worüber?“ fragte sie, und ihre Augen funkelten.

„Das wirst du schon sehen“, erwiderte der junge Berwick. „Es ist auch möglich, daß ich mich irre — ich mische mich grundsätzlich nicht in diese Angelegenheit.“

„Klug!“ sagte Hawkins. „Sehr klug!“ Er sah ihn über die Brille hinweg ironisch an.

Der Hauptmann Moncade hatte sich in zwei Weltteilen herumgeschlagen und war nicht gerade furchtsam. Als er aber, noch unfrisiert und im Schlafrock, am Frühstückstisch saß und mit morgendlicher Friedfertigkeit seine Schokolade trank, als es klopfte und er „Herein!“ rief, und als nun die Tür lautlos aufging und eine gewisse Gestalt erschien — da saß er, die Tasse in der Hand, reglos da und machte ein Gesicht, das bei jedem anderen als bei diesem so mutigen Manne erschrocken zu nennen gewesen wäre.

Die Gestalt war überaus lang und hager; ein ärmellos schwarzer Umhang, der sie bis zu den Füßen verhüllte und jede Einzelheit zudeckte, bewirkte, daß sie einer dunklen Rauchsäule glich, wie man sie aus einem Schornstein aufsteigen und sich mit einer seltsam gewundenen Drehung verneigen sieht, bevor sie ins Formlose vergeht. Dieselbe Verbeugung machte die Gestalt, die in Moncades Zimmer aufgetaucht war, und die Spitzen ihrer ungeheuren schwarzen Haube wippten dabei langsam und in höchst befremdlicher Weise.

„Ich bin Frau Hawkins aus Hallifield Hall!“ sagte die Erscheinung.

„Ach so...!“ Moncade stellte die Tasse auf den

Lisch. „Mein Freund Edward Berwick hätte mich darauf vorbereiten sollen — ich meine, es freut mich sehr, Sie heute schon in London zu sehen . . . überraschend, in der Tat . . . aber um so freundlicher von Ihnen. Bitte nehmen Sie Platz!“

Es waren mehrere bequeme Stühle da, aber Marjorie suchte sich einen Schemel ohne jede Lehne aus und saß da senkrecht, steif und eckig.

Moncade hatte einige Schritte durch die Stube getan, um seinen Gedanken Zeit zu lassen, sich zu ordnen.

Jetzt blieb er vor Marjorie stehen, knöpfte seine Hemdbrust auf, holte ein Medaillon hervor, das er auf der Brust trug, streifte sich das Band über den Kopf und hielt es ihr mit einer schnellen Bewegung hin.

„Wer ist das?“

Marjorie beugte sich ein wenig hintenüber, denn sie hatte keine Brille auf, rief: „Elisabeth!“ — und im nächsten Augenblick fuhr ihre Knochenhand aus dem schwarzen Umhang und entriß Moncade das Bildchen, ehe er daran denken konnte, es in Sicherheit zu bringen.

So saß sie nun da und drückte das Medaillon an ihre Brust.

„Elisabeth Berwick?“ fragte Moncade, und als Marjorie mit aller Entschiedenheit nickte: „Sind Sie dessen sicher? Könnten Sie es beschwören?“

„Ich war dabei, als es gemalt wurde“, sagte sie. „Ich saß zu Elisabeths Füßen und las ihr vor, damit sie sich nicht langweilte. Sie trug keinerlei Schmuck außer einem goldenen Kreuzchen. Ich sehe es noch vor mir: Es hing an einem blauen Band um ihren Hals und hatte auf jedem Arm eine Perle, auf dem untersten aber zwei, und der Künstler malte es trotz aller Winzigkeit so natürlich

und genau, daß wir es später oft bewunderten. Ich habe keine Brille, Sir, und kann dergleichen unmöglich erkennen — aber sehen Sie nach, ob es stimmt!“

Sie gab ihm das Medaillon zurück, und er fand ihre Worte bestätigt.

„Woher haben Sie es?“ fragte Marjorie flehentlich. „Sagen Sie mir um Gottes willen, woher Sie es haben!“

„Werden Sie mit niemand darüber reden?“

„Gewiß nicht!“

„Auch nicht mit Edward Berwick?“

„Ich verspreche es Ihnen! Edward will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, er hat es mir noch gestern gesagt.“

Moncade nickte. „Ich weiß, und es ist mir recht lieb. Dieses Bildchen, Frau Hawkins, hat mir ein junges Mädchen in Deutschland geschenkt. Da es ihr durchaus ähnlich sieht, war ich bis vor kurzem überzeugt, daß sie selber die Dargestellte sei. Aber dann entdeckte ich in Edwards Wohnung das Porträt Elisabeths, und seitdem sind meine Gedanken recht eigentümliche Wege gegangen. Aber ein Punkt ist mir noch dunkel.“

Marjorie hatte mit aller Spannung zugehört. „Von einem jungen Mädchen?“ fragte sie kopfschüttelnd. „Von einem jungen Mädchen, das Elisabeth ähnlich sah? — Ich bitte um Verzeihung Sir, aber sind Sie gewiß, daß es ein Mädchen war?“

Moncade lachte hellauf: „Verlassen Sie sich darauf, es war bestimmt eines!“

„Das begreife ich nicht“, sagte Marjorie enttäuscht und nachdenklich, „denn Elisabeths Kind muß ein Junge gewesen sein!“

„Was?“ Moncade blickte überrascht auf. „Elisabeth Berwick hatte ein Kind?“

„Das war Ihnen unbekannt?“

„Allerdings!“

„Ich wüßte es noch genauer, wenn dieser Pockridge nicht verbrannt wäre!“

„Verbrannt? Wer ist Pockridge?“

„Nun, ich sehe schon“, sagte Marjorie und setzte sich zurecht, und wieder einmal funkelten ihre Augen, „ich muß Ihnen die ganze Geschichte von Anfang an erzählen!“

Fünftes Kapitel

Niemand schaute ungeduldiger nach dem Frieden aus als Moncade. Er war aus Kanada zurückgekehrt mit der Überzeugung, daß bei seiner Ankunft in England die Friedensverhandlungen schon eingeleitet sein würden; darin aber sah er sich getäuscht, und nun mußte er in London sitzen und warten, denn er wollte nach einem gewissen Ziel weiterreisen, frug aber aus ebenso gewissen Gründen starke Bedenken, preussisches Gebiet zu betreten, solange die Truppen noch im Felde standen.

Er hatte während der letzten Jahre eine harte Schule durchgemacht. Seine Zähigkeit, der Überschwang seiner rauf- und abenteuerlustigen Jugend waren ihm recht beschnitten und eingedämmt worden, und nichts war bitterer für ihn zu lernen gewesen als das Bereuen. Aber er löffelte standhaft aus, was er sich eingebrockt hatte, und es bekam ihm merkwürdig gut; nur hatte er seitdem ein